

"Du täuschest Dich, Herr, ich liebe meinen Vater nicht, wie ich Dich liebe, meine Liebe für Dich ist eine andere Liebe: mein Vater ist todt und ich bin nicht todt, während ich sterben müßte, wenn Du sterben würdest."

Der Graf reichte Hayde die Hand mit einem Lächeln voll tiefer Bärtlichkeit; sie drückte wie gewöhnlich ihre Lippen darauf.

Und so gestimmt für die Zusammenkunft, die er mit Morrel und seiner Familie haben sollte, entfernte er sich, folgende Verse von Pindar murmelnd:

"Die Jugend ist eine Blüthe, deren Frucht die Liebe ist . . . Glücklich der Leser, der sie pflückt, nachdem er sie langsam hat reifen sehen."

Der Wagen war seinen Befehlen gemäß bereit. Er stieg ein und die Pferde führten ihn wie immer im Galopp fort.

Behtes Kapitel.

Die Familie Morrel.

Der Graf gelangte in wenigen Minuten in die Rue Meslai No. 7. Das Haus war weiß, lachend und vor demselben ein Hof, in welchem man zwei kleine Gartenstücke mit schönen Blumen erblickte.

In dem Concierge, der ihm die Thüre eröffnete, erkannte der Graf den alten Cocles. Da dieser aber, wie man sich erinnert, nur ein Auge hatte und dieses Auge seit neun Jahren bedeutend geschwächt worden war, so erkannte Cocles den Grafen nicht wieder.

Wenn die Wagen vor dem Eingang anhalten wollten, mußten sie eine Wendung machen, um einen Wasserstrahl zu vermeiden, der aus einem grottenartigen Bassin hervorsprang . . . ein Prachtwerk, das viel Eifersucht in dem Quartiere veranlaßt hatte und die Ursache war, warum man dieses Haus „Klein-Versaille“ nannte.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß in dem Bassin rothe und gelbe Fische in großer Anzahl sich lustig umhertrieben.

Ueber einem Stockwerke aus Küchen und Kellern stehend, hatte das Haus, außer dem Erdgeschoße, noch zwei volle Stockwerke; die jungen Leute hatten es, mit dem was dazu gehörte, nämlich mit einer ungeheuren Werkstätte, zwei Pavillons im Hintergrunde eines Gartens und in dem Garten selbst gekauft. Emmanuel sah mit dem ersten Blicke, daß bei dieser Anordnung der Gebäulichkeiten eine Speculation zu machen war; er behielt für sich das Haus, die Hälfte des Gartens und zog eine Linie, das heißt er erbaute eine Mauer zwischen sich und den Werkstätten und vermietete diese nebst den zwei Pavillons und den dazu gehörigen Gartentheilen; hiedurch wohnte er um eine sehr mäßige Summe und ebenso gut für sich abgeschlossen, wie der ängstlichste Eigenthümer eines Hotel im Faubourg Saint-Germain.

Das Speisezimmer war von Eichenholz, der Salon von Mahagoni und blauem Sammet, das Schlafzimmer von Citronenholz und grünem Damast; überdies fanden sich hier ein Arbeitscabinet für Emmanuel, der nichts arbeitete, und ein Musikzimmer für Julie, welche durchaus keine Tonkünstlerin war.

Den ganzen zweiten Stock hatte man Maximilian zur Verfügung gestellt. Man sah hier eine genaue Wiederholung der Zimmer seiner Schwester, nur hatte man den Speisesaal in ein Billardzimmer verwandelt, in das er seine Freunde zu führen pflegte.

Er überwachte selbst die Wartung seiner Pferde

und rauchte eine Cigarre am Eingang des Gartens, als der Wagen des Grafen vor der Thüre anhielt.

Cocles öffnete, wie gesagt; Baptistin sprang von seinem Boocke und fragte, ob Herr und Madame Herbault und Herr Maximilian Morrel für den Grafen von Monte Christo sichtbar wären.

„Für den Grafen von Monte Christo!“ rief Morrel seine Cigarre wegwerfend und dem Besuche entgegen-eilend: „ich glaube wohl, ich glaube wohl, daß wir für ihn sichtbar sind. Ah! Dank, tausendmal Dank, Herr Graf, daß Sie Ihr Versprechen nicht vergessen haben.“

Und der junge Officier drückte dem Grafen so innig die Hand, daß dieser sich in der Treuebergigkeit seiner Rundgebung nicht täuschen konnte und mit dem ersten Blicke sah, daß er mit Ungebuld erwartet worden war und die wärmste Aufnahme fand.

„Kommen Sie, kommen Sie,“ sprach Maximilian „ich will Ihnen als Einführer dienen; ein Mann, wie Sie sind, darf nicht durch Bedienten gemeldet werden; meine Schwester ist in ihrem Garten und bricht ihre verwelkten Rosen ab; mein Schwager liest seine zwei Zeitungen sechs Schritte von ihr, denn überall, wo man Madame Herbault sieht, darf man nur im Umkreise einer Ruthe umhersehen, und Herr Emmanuel wird sich finden, und so gegenseitig, wie man in der polytechnischen Schule sagt.“

Bei dem Geräusche der Tritte hob eine junge Frau von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren in einem seidnen Hauskleide den Kopf. Diese Frau, welche mit besonderer Sorgfalt von einem herrlichen Rosenstock die Blumen abklaubte, war unsere kleine Julie, nunmehr, wie dies der Mandatar des Hauses Thomson und French vorhergesagt hatte, Frau Emmanuel Herbault.

Sie fließ einen leichten Schrei aus, als sie einen Fremden erblickte, Maximilian aber sprach lachend:

„Laß Dich nicht stören, meine Schwester; der Herr

Graf befindet sich erst seit zwei bis drei Tagen in Paris, weiß aber bereits, was eine Rentière des Marais ist, und wenn er es nicht weiß, so wirst Du es ihn lehren."

"Ah! mein Herr," sprach Juli, "Sie so hierherzuführen, ist ein Verrath von meinem Bruder, der nicht die geringste Eitelkeit für seine arme Schwester besitzt . . . Penelon! . . . Penelon! . . ."

Ein Greis, der eine Kabatte mit bengalischen Rosenstöcken umgrub, steckte seinen Spaten in die Erde und näherte sich die Mütze in der Hand, während er so gut als möglich den Kautaback verbarg, den er für den Augenblick in die Tiefen seiner Backen zurückgeschoben hatte. Einige weiße Büschel verfilberten sein noch dickes Haupthaar, indeß seine bronzefarbige Gesichtshaut und sein Kühnes, lebhaftes Auge den alten, unter der Sonne des Aequators gebräunten und vom Hauche der Stürme geschwärzten Seemann verriethen.

"Ich glaube, Sie haben mich gerufen, Fräulein Julie," sagte er, "hier bin ich."

Penelon hatte die Gewohnheit beibehalten, die Tochter seines Patrons Fräulein Julie zu nennen, und war nie im Stande gewesen, sich daran zu gewöhnen, ihr den Namen Madame Herbault zu geben.

"Penelon," sagte Julie, "melde Herrn Emmanuel den angenehmen Besuch, der uns zu Theil wird, während Maximilian den Herrn Grafen in den Salon führt."

Dann sich an Monte Christo wendend:

"Sie werden mir wohl erlauben, auf eine Minute zu entfliehen?"

Und ohne die Einwilligung des Grafen abzuwarten, eilte sie hinter eine Baumgruppe und erreichte das Haus durch eine Seitenallee.

"Ah! mein lieber Herr Morrel," sprach Monte Christo, "ich bemerke zu meinem Schmerze, daß ich einen Aufruhr in Ihrer Familie veranlasse."

"Sehen Sie," erwiderte Maximilian lachend, "sehen Sie dort unten den Mann, der ebenfalls sein

Wamms gegen einen Oberrock zu vertauschen im Begriffe ist? Oh! man kennt Sie, glauben Sie mir, Sie waren angekündigt."

"Sie scheinen mir hier eine glückliche Familie zu haben, mein Herr," sagte der Graf seinen eigenen Gedanken beantwortend.

"Oh ja! dafür stehe ich Ihnen, Herr Graf; es fehlt ihnen nichts zu ihrem Glücke, sie sind jung, sie sind heiter, sie lieben sich, und mit ihren fünf und zwanzig tausend Franken Rente bilden sie sich ein, sie besitzen den Reichthum der Nothschilde."

"Fünf und zwanzig tausend Franken Rente ist übrigens wenig," sprach Monte Christo mit einer Weichheit, welche in Maximilians Herz drang, wie es nur die Stimme eines zärtlichen Vaters hätte thun können; „doch sie werden nicht hiebei stehen bleiben, unsere jungen Leute, sie werden ebenfalls Millionäre werden. Ihr Herr Schwager ist Advocat Arzt?"

„Er war Kaufmann, mein Herr Graf, und hatte das Haus meines armen Vaters übernommen. Herr Morrel starb mit Hinterlassung eines Vermögens von fünf mal hundert tausend Franken; ich bekam die eine Hälfte und meine Schwester die andere, denn wir waren nur zwei Kinder. Ihr Gatte, der sie ohne ein anderes Erbgut, als seine Redlichkeit, seinen scharfen Verstand und seinen fleckenlosen Ruf geheirathet hatte, wollte eben so viel besitzen als seine Frau. Er arbeitete bis er zwei mal hundert und fünfzig tausend Franken zusammen gebracht hatte; hiezu genügten sechs Jahre. Ich schwöre Ihnen, Herr Graf, sie boten ein rührendes Schauspiel, diese zwei so fleißigen, so einigen Kinder, welche, durch ihre Fähigkeiten zum höchsten Vermögen bestimmt, dennoch nichts an den Gewohnheiten des väterlichen Hauses verändern wollten und sechs Jahre dazu verwendeten, um das zu thun, was Neuerer in zwei bis drei hätten thun können; Marseille wiederhallt auch noch heute von Lobeserhebun-

gen, welche man so viel muthiger Verleugnung nicht verweigern konnte.

„Eines Tags suchte Emmanuel seine Frau auf und sprach zu ihr:

„„Julie, Cocles hat mir so eben eine Rolle von hundert Franken zugestellt, welche die Summe von zwei mal hundert und fünfzig tausend Franken voll macht, die wir als Grenze unseres Gewinnes feststellen. Wirst Du mit dem Wenigen, womit wir uns fortan begnügen müssen, zufrieden sein? Höre, das Haus macht jährlich für eine Million Geschäfte und kann einen Nutzen von vierzig tausend Franken abwerfen. Wir verkaufen, wenn wir wollen, die Kundschaft in einer Stunde für drei mal hundert tausend Franken, denn hier ist ein Brief von Herrn Delaunay, der uns dieselben für unsern Fonds anbietet, welchen er mit den seinigen verbinden will. Was meinst Du, daß zu thun sei?““

„„Mein Freund,““ erwiderte meine Schwester, „„das Haus Morrel kann nur durch einen Morrel gehalten werden. Ist es nicht drei mal hundert tausend Franken werth, den Namen unseres Vaters für immer vor schlimmem Wechsel des Schicksals zu schützen?““

„„Ich dachte es,““ erwiderte Emmanuel, „„wollte jedoch Deine Ansicht wissen.““

„„Wohl, mein Freund, hier hast Du sie. Alle unsere Ausstände sind eingezogen, alle unsere Wechsel sind bezahlt; wir können einen Strich unter den letzten des Monats ziehen und unsere Comptoirs schließen; ziehen wir diesen Strich und schließen wir sie;““ was auch auf der Stelle geschah. Es war drei Uhr; um ein Viertel auf vier Uhr zeigte sich ein Kunde, um die Fahrt von zwei Schiffen versichern zu lassen; hiebei ließ sich ein reiner Gewinn von fünfzehn tausend Franken erwarten.

„„Mein Herr,““ sprach Emmanuel, „„wollen Sie sich wegen dieser Versicherung an Herrn Delaunay wenden. Wir haben das Geschäft aufgegeben.““

„„Seit wann?““ fragte der erstaunte Kunde.

„Seit einer Viertelstunde.“

„Und auf diese Art haben meine Schwester und mein Schwager nur fünf und zwanzig tausend Franken Rente,“ fügte Maximilian lächelnd bei.

Maximilian hatte kaum seine Erzählung, während der sich das Herz des Grafen immer mehr ausdehnte, vollendet, als Emmanuel, aufgefrischt durch einen Hut und einen Oberrock, wieder erschien; er grüßte wie ein Mann, der den Werth des Besuches kennt, ließ den Grafen das kleine Luststück umgehen und führte ihn in das Haus.

Der Salon war bereits von Blumen durchduftet, welche nur mit großer Mühe in einer ungeheuren japanesischen Vase mit natürlichen Handhaben zusammengehalten wurden. Hübsch gekleidet und zierlich frisirt (sie hatte dieses große Werk in zehn Minuten vollendet), trat Julie hervor, um den Grafen bei seinem Eintritt zu empfangen.

Man hörte die Vögel in einer benachbarten Volière zwitschern; die Zweige von Bohnenbäumen und Acacien dienten mit ihren hereinhängenden Blütenbüscheln den blauen Sammetvorhängen als Stickeret. Alles athmete in diesem kleinen Winkel Ruhe, von dem Gesange des Vogels bis zu dem Lächeln der Gebieter.

Der Graf hatte seit dem Eintritte in das Haus die ganze Fülle dieses Glückes in sich aufgenommen; er blieb auch stumm und träumerisch, und vergaß, daß man ihn anschaute und von ihm die Wiederaufnahme des nach den ersten Komplimenten unterbrochenen Gespräches zu erwarten schien.

Endlich bemerkte er dieses beinahe unschicklich gewordene Stillschweigen, entriß sich mit aller Anstrengung seiner Träumerei und sprach:

„Madame, verzeihen Sie mir meine Gemüthsbewegung, welche Sie, die Sie an den Frieden und an das Glück, das ich hier treffe, gewöhnt sind, in Erstaunen setzen muß; doch für mich ist die Zufriedenheit auf

einem menschlichen Antlitz etwas so Neues, daß ich nicht müde werden kann, Sie und Ihren Gatten anzuschauen."

"Wir sind in der That sehr glücklich," versetzte Julie; „aber wir hatten lange zu leiden, und wenige Menschen mußten ihr Glück so theuer erkaufen! wie wir."

Die Neugierde prägte sich in den Zügen des Grafen aus.

„Oh! das ist eine ganze Familiengeschichte, wie Ihnen neulich Chateau-Renaud sagte," sprach Maximilian; „für Sie, mein Herr Graf, der Sie gewohnt sind, erhabenes Unglück und glänzende Freuden zu sehen, dürfte wenig Interesse in diesem häuslichen Gemälde zu finden sein. Jeden Falls haben wir, wie Ihnen Julie so eben sagt, heftige Schmerzen ausgestanden, obgleich dieselben in diesen kleinen Rahmen eingeschlossen waren."

„Und Gott hat Ihnen, wie er es bei allen thut, den Balsam des Trostes auf das Leiden gegossen?" fragte Monte Christo.

„Ja, mein Herr Graf," antwortete Julie; „wir können dies wohl sagen, denn er hat für uns gethan, was er nur für seine Auserwählten thut; er schickte uns einen von seinen Engeln."

Die Röthe stieg dem Grafen in die Wangen und er hustete, um ein Mittel zu haben, seine Aufregung, ein Sacktuch an den Mund haltend, zu verbergen.

„Diejenigen, welche in einer purpurnen Wiege geboren sind und nie etwas zu wünschen gehabt haben," sprach Emmanuel, „wissen nicht, was das Glück, zu leben, heißt; wie diejenigen den Werth eines reinen Himmels nicht kennen, welche nie ihr Leben der Gnade von vier auf ein wüthendes Meer geschleuderten Brettern preisgegeben haben."

Monte Christo stand auf und ging, ohne etwas zu erwiedern, denn am Zittern seiner Stimme hatte man seine Erschütterung zu erkennen vermocht, Schritt für Schritt durch den Salon.

„Sie lächeln über unsere Herrlichkeit, Herr Graf,“ sprach Maximilian, der ihm mit den Augen folgte.

„Nein, nein,“ entgegnete Monte Christo, äußerst bleich und mit einer Hand die Schläge seines Herzens zurückdrängend, während er mit der andern auf eine kristallene Kugel deutete, unter welcher eine seidene Börse, kostbar gelagert auf einem Kissen von schwarzem Sammet, ruhte. „Ich fragte mich nur, wozu diese Börse diene, welche, wie mir scheint, auf der einen Seite ein Papier, und auf der andern einen ziemlich schönen Diamant enthält.“

„Maximilian nahm eine ernste Miene an und erwiderte:

„Dieses, mein Herr Graf, ist der köstlichste von unseren Familienschätzen.“

„In der That, der Diamant ist ziemlich hübsch,“ wiederholte Monte Christo.

Oh! mein Bruder spricht nicht von dem Werthe des Steines, obgleich er zu hundert tausend Franken geschätzt wird, er will Ihnen nur sagen, daß die Gegenstände, welche diese Börse enthält, Reliquien von dem Engel sind, von welchem vorhin die Rede war.“

„Ich begreife das nicht und darf auch nicht fragen, Madame,“ erwiderte Monte Christo sich verbeugend; „verzeihen Sie mir, ich wollte nicht indiscret sein.“

„Indiscret, sagen Sie? oh! wie glücklich machen Sie uns im Gegentheil dadurch, daß Sie uns Gelegenheit bieten, uns des Breiteren über diesen Gegenstand auszusprechen. Sollten wir als ein Geheimniß die schöne Handlung verbergen, an welche diese Börse erinnert, so würden wir sie nicht auf eine solche Art den Blicken aussetzen. Oh! wie gern möchten wir sie der ganzen Welt mittheilen, damit uns irgend eine Bewegung unseres unbekanntes Wohlthäters seine Gegenwart enthüllte.“

„Ah! wirklich?“ versetzte Monte Christo mit gepreßter Stimme.“

„Mein Herr,“ sprach Maximilian, „die Kristallkugel aufhebend und gleichsam mit religiöser Verehrung die seidene Börse küßend, „dieses hat die Hand eines Mannes berührt, der meinen Vater vom Tode, uns vom Untergang und unsern Namen von der Schande erretete; ein Mann, dem wir es zu verdanken haben, daß wir armen, bereits dem Elend und den Thränen bloßgestellten Kinder hören können, wie Menschen über unser Glück in Begeisterung gerathen. Dieser Brief,“ Maximilian zog einen Brief aus der Börse und reichte ihn dem Grafen, „dieser Brief wurde von ihm an einem Tage geschrieben, wo mein Vater einen verzweiflungsvollen Entschluß gefaßt hatte, diesen Diamant gab der edelmüthige Unbekannte meiner Schwester als Mitgift.“

Monte Christo nahm den Brief und las ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke von Glück; es war das unsern Lesern bekannte Billet, adressirt an Julie und unterschrieben von Simbad dem Seefahrer.

„Der Unbekannte, sagen Sie? Also ist der Mann, der Ihnen diesen Dienst geleistet hat, für Sie unbekannt geblieben?“

„Ja, mein Herr, nie haben wir das Glück gehabt, ihm die Hand zu drücken; doch nicht als hätten wir Gott nicht um diese Gunst gebeten,“ sprach Maximilian: „in diesem ganzen Abenteuer waltete eine geheimnißvolle Leitung, welche wir noch nicht begreifen können; Alles wurde von einer unsichtbaren, mit der Macht eines Zauberers ausgerüsteten Hand geordnet.“

„Oh!“ rief Julie, „ich habe noch nicht jede Hoffnung verloren, eines Tags diese Hand zu küßen, wie ich die Börse küße, welche dieselbe berührt hat. Vor vier Jahren war Benelon in Triest: Benelon, Herr Graf, ist der brave Seemann, den Sie mit dem Spaten in der Hand gesehen haben; vom Hochbootsmann ist er Gärtner geworden. Benelon war also in Triest und sah auf dem Kai einen Engländer, der sich in einer

Nacht einzuschiffen im Begriffe war; sogleich erkannte er denjenigen, welcher am 5. Juni 1829 meinen Vater aufgesucht und mir am 5. September dieses Billet geschrieben hatte. Es war, wie er versichert, derselbe Mann, doch er wagte es nicht, ihn anzureden."

"Ein Engländer!" versetzte Monte Christo träumerisch, aber mit einer gewissen Unruhe jeden Blick von Julie beobachtend; „ein Engländer, sagen Sie?"

"Ja," erwiderte Maximilian, „ein Engländer, der bei uns als Mandatar des Hauses Thomson und French in Rom erschien. Deshalb sahen Sie mich beben, als Sie neulich bei Herrn von Morcerf bemerkten, Thomson und French in Rom wären Ihre Banquiers. Dieses ereignete sich im Jahre 1829, wie wir Ihnen sagten, und ich frage Sie im Namen des Himmels, haben Sie diesen Engländer gekannt?"

"Doch sagten Sie mir nicht, es sei von dem Hause Thomson und French beständig in Abrede gezogen worden, daß es Ihnen diesen Dienst geleistet?"

"Ja."

"Sollte denn dieser Engländer nicht ein Mensch sein, der, dankbar gegen Ihren Vater für irgend eine gute Handlung, die der letztere selbst vergessen, diesen Vorwand ergriffen hätte, um ihm einen Dienst zu leisten?"

"Unter solchen Umständen ist Alles zu vermuthen, selbst ein Wunder."

"Wie hieß er?" fragte Monte Christo.

"Er hat keinen andern Namen zurückgelassen," sprach Julie, den Grafen mit einer tiefen Aufmerksamkeit betrachtend, „als den, mit welchem er das Billet unterzeichnete: Simbad der Seefahrer."

"Was offenbar kein Name, sondern ein Pseudonym ist."

Und als ihn Julie immer aufmerksamer anschaute und einige Töne seiner Stimme gleichsam im Fluge aufzufangen und zu sammeln suchte, fuhr er fort:

"Sagen Sie, ist es nicht ein Mann ungefähr von
Der Graf v. Monte Christo. III. 11

meinem Wuchse, vielleicht etwas größer, etwas schlanker, in eine hohe Halsbinde eingezwängt, am Leibe eingeknüpft, gegürtet, und beständig den Bleistift in der Hand?"

"Oh! Sie kennen ihn also?" rief Julie mit Freude strahlenden Augen.

"Nein, ich habe nur eine Vermuthung. Ich kannte einen Lord Wilmore, der auf diese Art Handlungen des Edelmuths ausfäte."

"Ohne sich zu erkennen zu geben?"

"Es war ein bizarrer Mensch: er glaubte nicht an Dankbarkeit."

"Oh, mein Gott!" rief Julie mit einem erhabenen Ausdruck und die Hände faltend, „woran glaubt denn der Unglückliche?"

"Er glaubte wenigstens nicht daran zur Zeit, wo ich ihn kannte," sprach Monte Christo, den diese aus der Tiefe der Seele kommende Stimme bis in die letzte Faser erschütterte hatte; „seit jener Zeit hat er jedoch vielleicht einen Beweis erhalten, daß es eine Dankbarkeit gibt."

"Und Sie kennen diesen Mann, mein Herr?" fragte Emmanuel.

"Oh! wenn Sie ihn kennen," rief Julie, „sprechen Sie, vermögen Sie ihn zu uns zu führen, ihn uns zu zeigen, uns zu offenbaren, wo er ist? Sage, Maximilian, sage Emmanuel, wenn wir ihn je wieder finden würden, müßte er wohl an das Andenken des Herzens glauben!"

Monte Christo fühlte, wie zwei Thränen in seine Augen traten; er machte noch ein paar Schritte im Salon.

"Im Namen des Himmels, mein Herr," sprach Maximilian, „wenn Sie etwas von diesem Manne wissen, so theilen Sie es uns mit."

"Ach!" erwiderte Monte Christo, die Erschütterung seiner Stimme bewältigend, „ach! wenn Lord Wilmore Ihr Wohlthäter ist, so befürchte ich, daß Sie ihn nie

finden werden. Ich habe ihn vor zwei oder drei Jahren in Palermo verlassen; er reiste damals nach den fabelhaftesten Ländern und ich zweifle sehr an seiner Rückkehr."

"Ah! mein Herr, Sie sind grausam," rief Julie voll Schrecken.

Und es entführzten Thränen den Augen der jungen Frau.

"Madame," sprach mit ernstem Tone Monte Christo, während er mit seinen Blicken die zwei flüssigen Perlen verschlang, welche über die Wangen von Julie herabrollten, "wenn Lord Wilmore gesehen hätte, was ich hier sehe, so würde er das Leben noch lieben, denn die Thränen, die Sie vergießen, müßten ihn mit dem Menschengeschlechte aussöhnen."

Und er reichte Julie die Hand und diese gab ihm die ihrige, hingezogen, wie sie sich fühlte, durch den Blick und den Ton des Grafen.

"Doch dieser Lord Wilmore," sprach sie, sich an eine letzte Hoffnung anklammernd, "er hatte wohl ein Vaterland, Verwandte, eine Familie, er war bekannt? Könnten wir nicht? . . ."

"Oh! suchen Sie nicht, Madame, bauen Sie keine Chimären auf das Wort, das mir entschlüpft ist. Nein, Lord Wilmore ist wahrscheinlich nicht der Mann, den Sie suchen, er war mein Freund, ich kannte seine Geheimnisse, er hätte mir auch dieses mitgetheilt."

"Und er sagte Ihnen nichts davon?" rief Julie.

"Nichts."

"Nicht ein Wort, das Sie auf die Vermuthung bringen könnte? . . ."

"Ne."

"Sie nannten ihn aber doch sogleich?"

"Sie wissen, bei solchen Fällen stellt man Muthmaßungen auf."

"Meine Schwester," sagte Maximilian, Monte Christo zu Hülfe kommend, "der Herr Graf hat Recht.

Erinnere Dich dessen,⁷ was unser guter Vater uns so oft sagte: „„Es ist kein Engländer gewesen der Mann, der unser Glück machte.““

Monte Christo zitterte und sprach lebhaft:

„Ihr Vater sagte Ihnen dies, Herr Morrel?“

„Mein Vater, Herr Graf, erblickte in dieser Handlung ein Wunder. Mein Vater glaubte an einen für uns aus dem Grabe erstandenen Wohlthäter. Oh! welcher ein rührender Aberglaube, mein Herr! . . . während ich selbst ihm nicht beipflichtete, war ich doch weit entfernt, diesen Glauben in seinem Herzen zerstören zu wollen. Wie oft träumte er davon und sprach ganz leise dabei den Namen eines geliebten Freundes, eines verlorenen Freundes aus, und als er nur noch einen Schritt vom Tode entfernt war und das Herannahen der Ewigkeit seinem Geiste etwas von der Erleuchtung des Grabes gegeben hatte, da wurde dieser Gedanke, welcher bis dahin eine dunkle Vermuthung gewesen war, zur Ueberzeugung, und die letzten Worte, welche er sterbend aussprach, lauteten: „„Maximilian, es war Edmond Dantes.““

Die seit ein paar Sekunden immer mehr zunehmende Blässe des Grafen wurde bei diesen Worten furchtbar. All sein Blut war nach dem Herzen zurückgeströmt. Er konnte kaum mehr sprechen, zog seine Uhr, als hätte er die Stunde vergessen, nahm seinen Hut, machte eine ungestüme, verlegene Verbeugung vor Madame Herbault, drückte Emmanuel und Maximilian die Hand, und stammelte:

„Madame, erlauben Sie mir, Ihnen zuweilen meine Achtung zu bezeigen. Ich liebe Ihr Haus und bin Ihnen dankbar für Ihren Empfang, denn es ist das erste Mal seit Jahren, daß ich mich vergessen habe.“

Und er entfernte sich mit großen Schritten.

„Das ist ein seltsamer Mensch . . . dieser Graf von Monte Christo,“ sagte Emmanuel.

„Ja,“ erwiderte Maximilian, „aber ich glaube, er hat ein vortreffliches Herz, und ich bin überzeugt, daß er uns liebt.“

„Und mir,“ sprach Julie, „mir war es, als erinnerte sich mein Inneres seiner Stimme, und wiederholt kam es mir vor, als hörte ich sie nicht zum ersten Male.“

Gilftes Kapitel.

Pyramos und Thisbe.

Auf zwei Dritteln des Faubourg Saint-Honoré, hinter einem schönen, unter den merkwürdigen Gebäuden dieses reichen Quartiers sich auszeichnenden Hotel, dehnt sich ein weiter Garten aus, dessen blätterreiche Kastanienbäume die ungeheuren, wallhohen Mauern überragen, und wenn der Frühling kommt, ihre rosenfarbigen und weißen Blüthen in zwei Vasen von gereiftem Stein fallen lassen, welche parallel auf zwei viereckige Pilaster gestellt sind, in die ein eisernes Gitter aus der Zeit Ludwigs XIII. eingefügt ist.

Dieser großartige Eingang ist verurtheilt, trotz der herrlichen Geranien, die in den zwei Vasen wachsen und im Winde ihre gesprengelten Blätter und purpurnen Blumen wiegen, seitdem sich die Eigenthümer des Hotel, und dies dadirt sich von lange her, auf den Besitz des Hotel, des mit Bäumen bepflanzten und nach dem Faubourg gehenden Hofes und des Gartens beschränken, den dieses Gitter schließt, welches einst auf einen zu dem Besitzthum gehörenden, mehr als einen Morgen